

## STAND-PUNKT

## Kein Vergleich

Von Wolfgang Weissgerber

Was hat er nicht gemacht für den Wiederaufbau der Dresdener Frauenkirche. Der Trompeter Ludwig Güttler hat sich dafür eingesetzt wie kaum ein zweiter, auch gegen viele Widerstände. Die Kritiker des Projekts sind längst verstummt. Die Dresdener Innenstadt ist heute ohne den monumentalen Barockbau mehr als 70 Jahre nach dessen Zerstörung im Bombenhagel des Zweiten Weltkriegs kaum mehr vorstellbar. Inzwischen sorgt ein ähnliches Vorhaben für größere Debatten: die Potsdamer Garnisonkirche (Seite 4). Deren Wiederaufbau unterscheidet sich gewaltig von der Dresdener Erfolgsgeschichte.

Die Kritik am Wiederaufbau der Frauenkirche betraf vor allem ästhetische Aspekte. Zwar gab es auch Bedenken, mit dem Neubau gehe ein Mahnmal gegen Krieg und Zerstörung verloren, als das die Ruine in der DDR jahrzehntlang gedient hatte. Tatsächlich war sie jedoch nichts als ein Trümmerberg, ohne jegliche Gestaltung. Einer der Haupteinwände war, dass es sich nur um eine Replik handele, die wegen zahlreicher Neuerungen (Aufzug, Heizung, Klimatechnik, Elektro-Installationen) mit dem Original kaum mehr als die äußere Hülle gemein habe. Zudem erschienen die Kosten von schließlich 180 Millionen Euro als unangemessen hoch.

Auch wenn zwei Drittel durch private Spenden aus aller Welt zusammenkamen: Hätte man mit so viel Geld nicht etwas Sinnvolleres tun können? Wohl kaum. Für die einstige Weltkulturerbestadt Dresden, die sich mit vergleichsweise bescheidenen 20 Millionen Euro an den Kosten des Wiederaufbaus beteiligte, hätte es keine bessere Investition geben können. Die Stadt ist um einen kulturellen Mittelpunkt und eine Touristenattraktion reicher geworden.

Das ist bei der Garnisonkirche in Potsdam kaum zu erwarten, und es ist wohl auch nicht beabsichtigt. Anders als die historische Frauenkirche, die vom Rat der Stadt Dresden, also vom aufstrebenden Bürgertum, in Auftrag gegeben worden war, diente die Garnisonkirche in erster Linie dem Militär und dem preufsi-

schen Hofstaat. Auftraggeber des Baus war der König. Erst in zweiter Linie wurde sie von der »Zivilgemeinde« genutzt, wie es in einschlägigen Darstellungen heißt – ein verräterischer Begriff.

Die Garnisonkirche war Stein gewordenen Symbol für die Symbiose von Kirche und Staat im alten Preußen. Sie stand auch für die unselige Tradition der Feldgeistlichen, die göttlichen Beistand beim Niederringen des bösen Feinds erlebten. Schon der Hurra-Patriotismus der evangelischen Kirche im Ersten Weltkrieg gilt bis heute als ihr Sündenfall, nicht erst das Versagen in der Nazi-Zeit.

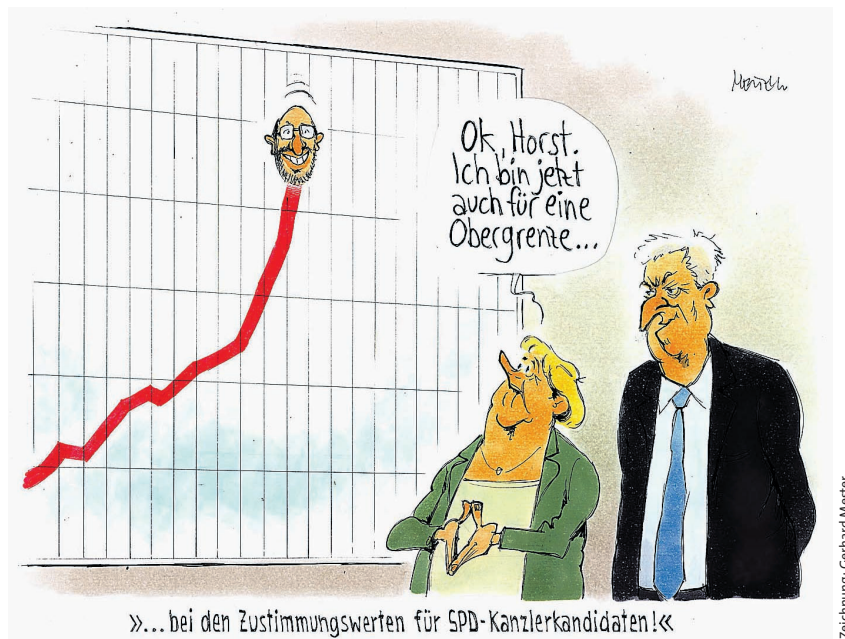
Und schließlich Adolf Hitler. Der inszenierte sich, nachdem ein – von den Nazis womöglich gelegtes, ihnen auf jeden Fall willkommenes – Feuer den Berliner Reichstag vernichtet hatte, bei der konstituierenden Sitzung des Parlaments in der Garnisonkirche. Seinen Handschlag mit Reichspräsident Paul von Hindenburg stilisierten die Nazis zum »Tag von Potsdam« hoch. Gut, dass es dafür keinen Ort der Erinnerung mehr gibt.

Für das Gedenken und Aufarbeiten der Nazi-Zeit gibt es genügend Orte. Der Garnisonkirche, die dafür dereinst dienen soll, bedarf es dafür weiß Gott nicht auch noch. »Gedenk- und Friedensort« klingt zu sehr nach Feigenblatt. Und ist die Wiederherstellung des alten Potsdamer Stadtbilds, die der Berliner Altbischof Wolfgang Huber beschwört, wirklich ein Grund? Der Krieg hat Wunden in Deutschlands Städte geschlagen, die nicht geschlossen werden können. Da hilft auch der Verweis auf Frankfurt nicht, das gerade den Kern seiner historischen Altstadt wiederbelebt. Denn das Vorkriegsstadtbild wollen die Frankfurter bestimmt nicht zurück. Sie sind stolz auf ihre Hochhäuser. Die Fachwerkromantik ist nur Zugabe.

»Christen brauchen keine Garnisonkirche«, formulieren die Gegner des Projekts. Nein, brauchen sie nicht – diese nicht und auch sonst keine.



## ÜBER-ZEICHNET



## FORUM

## Kirche darf nicht schweigen



Zu: »Vermögens als Zeichen von Gottes Gunst«; Evangelische Sonntags-Zeitung Nr. 6 vom 5. Februar 2017.

Den Artikel im Newsletter mit der Zusammenstellung kirchlicher Reaktionen auf den Amtsantritt Donald Trumps habe ich mit Bauchschmerzen gelesen: Wie ist es nur möglich, die Botschaft, die wir in der Welt auszurichten haben, derartig hin und her zu biegen und sie den jeweiligen (un)menschlichen Machtinteressen anzupassen? Nein, für die Wahl dieses Präsidenten kann wirklich niemand Gott danken oder sich gar auf Gottes Willen berufen. Trump spaltet und polarisiert die Gesellschaft seines Landes und der Welt. Auf solchem Verhalten liegt kein Segen. Und Versöhnung ist nicht zu erhoffen, solange er so weitermacht. Die tiefen Gräben, die seine Politik bereits in den ersten Tagen aufreißt, werden das Gespräch zwischen den Lagern (auch der

Christen!) ersticken. Wir erleben mit, was reale (nicht nur moralische) Sünde tut: hier geschieht die tiefe Entfremdung, deren Lohn (nach Paulus: »Sold«) der Tod ist. Als Kirchen müssen wir dem Lügengespinnt dieser rücksichtslosen Machtpolitik entschieden widersprechen und den Menschengeschwistern, die durch diese Administration zu Opfern werden, ohne Wenn und Aber beistehen. Wenn wir das versäumen, könnten wir erneut da enden, wo wir uns selbst anklagen: »... dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben« (Stuttgarter Schuldbekennnis von 1945). In Europa darf die Kirche zu dem Geschrei jener nationalistischen Kräfte nicht schweigen, die Trumps Wahlsieg bejubeln und angesichts der Wahlen in unseren Ländern bereits drohend ihre Köpfe heben. Zurückhaltung oder Neutralität ist uns nicht erlaubt. Martin Niemöller schrieb uns ins Stammbuch: Wenn sie am Ende kommen, um uns zu holen, ist sonst niemand mehr da, der die Stimme erheben könnte! Wir ha-

ben das alles schon einmal erlebt. Erinnern wir uns jetzt, damit sich das unendliche Leid der Geschichte nicht wiederholt!

Himmerk Müller; Offenbach

## Ohne theologische Worthülsen



Zu: »Der erste Schritt«; Evangelische Sonntags-Zeitung Nr. 6 vom 5. Februar 2017.

Ganz herzlichen Dank an Frau Kiefer für ihre Gedanken zum Wochenspruch (Jes. 60,1-2). Schnörkellos, ohne dicke theologische Worthülsen, legt sie die Botschaft Jesu im Horizont des Alten Testaments aus. Großartig zu sehen, wie eine junge Theologin zugleich anspruchsvoll und ermutigend die Botschaft Jesu am Ende der Epiphaniastzeit zur Sprache bringt. Warum ihr das so überzeugend gelingt? Sie hält souverän an der Sphärentrennung fest: Jesus war und bleibt in allem Mensch – angewiesen wie wir auf Gott!

Peter Kratz, Pfr. i.R.; Wiesbaden

## DAS ZITAT

»95 Prozent der 14- bis 29-Jährigen nutzen ein Smartphone. Die Quote liegt deutlich über der Zahl Jugendlicher, die sich abends die Zähne putzen.«

Die Direktorin der Bremischen Landesmedienanstalt, Cornelia Holsten, in Bremen beim Start eines Modellprojektes, mit dem Regeln zur Nutzung privater Handys an einer

Schule ausgehandelt werden sollen.

(zitiert nach epd)